

Im Schatten der Schuldenkrise wachsen die kulturellen Vorurteile zwischen den Nationen. Die EU hat zum gegenseitigen Respekt wenig beigetragen

## Verdun und Brüssel

10. August 2013, Gerd Held

Die Männer liegen dort wirklich. Die Friedhöfe in Verdun, mit den langen Grabreihen deutscher und französischer Soldaten, sind nicht nur ein Denkmal. Sie halten eine grausame Wirklichkeit fest. Zigtausende junger Männer, die gerade noch in ihren beiden Ländern an großen Fortschritten bei Lebensstandard und Grundrechten, bei neuen Techniken und Künsten Anteil hatten, stürzten im Umschwung eines Sommers in eine Massenbarbarei. Diese Nähe zwischen dem Aufschwung und dem Untergang ist das eigentlich Irritierende an „1914“ und dem, was man die Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts genannt hat. Seit diesem Datum gibt es so etwas wie einen Generalverdacht gegen die Ordnungselemente, die bisher den Aufbruch der Moderne getragen hatte, vor allem gegen die Nationen. Seitdem steht die These im Raum, dass ein Pluralismus unabhängiger Nationalstaaten nicht friedensfähig sei, sondern eine Dynamik enthalte, die über kurz oder lang zum Krieg führt. Die Idee, dass Nationen aus ihrer inneren Logik das Recht anderer Nationen respektieren und ihnen in ihrem Anderssein Aufmerksamkeit und Wertschätzung entgegenbringen, wurde so in ihrem Kern beschädigt. Im Grund war jede Art von pluralistischer Entwicklung fragwürdig geworden. Im Folgenden, besonders nach dem zweiten Weltkrieg, gewann dann eine andere Idee die Oberhand: Die Vorstellung, man müsse den Pluralismus unabhängiger Nationen von außen einhegen und unter höhere Aufsicht stellen. In diesem Sinn gilt auch die Europäische Union als Antwort auf 1914. Genau genommen allerdings traf die neue Gemeinschaftsbildung in Europa die Herausforderung nicht, sondern überbaute sie nur. Der Respekt von Nation zu Nation, überhaupt die Direktbeziehung zwischen unterschiedlichen Nationen, war eigentlich nicht ihr Thema. Die Aufgabe blieb unbearbeitet liegen.

Nun ist diese Aufgabe im Gefolge der Schuldenkrise wieder auf die Tagesordnung gekommen. Wie sollte es auch anders sein? Die Schuldenkrise legt - durchaus unter Mithilfe des Euro übrigens - sehr unterschiedliche wirtschaftliche und politische Bilanzen in den verschiedenen Ländern frei. Eine nüchterne gegenseitige Wahrnehmung und eine Bewertung der Korrekturmaßnahmen der einzelnen Länder sind auch in Gang gekommen. Gut so. Aber es gibt noch etwas anderes. In der öffentlichen Diskussion mehren sich die Beiträge, die die Fehlentwicklungen als Konsequenz bestimmter kultureller Identitäten deuten. Diese Verbindung von Kultururteil und Nation ist brisant, weil sie die Nationen – die eigene und die fremde – moralisch festnagelt. Wird eine Nation unter ein Kultururteil gestellt, so wird ihr eine bestimmte Mentalität unterstellt, eine bestimmte Religiosität, eine geographische oder historische Festlegung ihrer Politik und Wirtschaft. Dabei schwingt immer die Behauptung mit, sie könne nur so und nicht anders handeln. So wird der Nation ihre Essenz genommen: die Fähigkeit, ihre Fehler zu korrigieren und sich zu entwickeln. Mit dieser Fähigkeit wird ihr zugleich das Recht abgesprochen, Souveränität zu beanspruchen. Das kulturelle Urteil, so leicht-

füßig und witzig es oft sein kann, verwandelt sich sofort in ein moralisches Bleigewicht, wenn es auf eine ganze Nation bezogen heißt: „Ihr seid nicht in der Lage dazu“.

**B**eispiele für die Eigenart solcher Kultururteile gibt es viele, nehmen wir einmal Frankreich, dessen Situation tatsächlich sehr festgefahren erscheint und deshalb zu vertiefenden Generalurteilen geradezu einlädt. Da gibt es das (ältere) Urteil, unser Nachbarland habe eigentlich nur eine Zivilisation und keine Kultur, was heißen soll, dass es irgendwie oberflächlich sein soll und nicht „tief“. Thomas Mann hat sich im Umschwung von 1914 dazu hinreißen lassen (und es nachher korrigiert). Dann gibt es das Urteil, die Franzosen seien eine romanisch-katholische Nation und mithin irgendwie dogmengläubig (was nicht recht zur Behauptung der Oberflächlichkeit passen will). Und dann, ganz aktuell, wird den Franzosen zugeschrieben, einer „südländisch verschwenderischen“ Kultur anzugehören (und deshalb zum Schulden-Machen prädestiniert zu sein) - ein Anklagepunkt, der nicht recht zur katholischen Strenggläubigkeit passen will. Man merkt, die verschiedenen Zuschreibungen sind gar nicht kohärent. Was bleibt, ist der Eindruck, dass Frankreich „irgendwie anders“ ist - und hinter dem Wörtchen „anders“ lauert immer das Urteil „beschränkt“. Das heutige postnationale Weltbild unterstellt den Nationen, sie seien homogene, geschlossene Systeme. Doch die Nationalstaaten verarbeiteten nicht nur große innere Unterschiede, sondern waren von vornherein in starke Außenbeziehungen eingespannt. Der französische Historiker Fernand Braudel hat gezeigt, dass Frankreich mit seiner Rechtskultur, seinen Handelswegen und seinem Städtewesen als Mittelteil einer europäischen Nord-Süd-Verbindung entstanden ist. Gewiss gibt es gegenwärtig manche Rückzugsneigung, aber dass die Grande Nation strukturell zur Weltoffenheit unfähig wäre, ist falsch. Die Toleranz muss unserem Nachbarland, von dem Heinrich Heine sagte, dass es das Herz weit mache, nicht erst von höheren Instanzen beigebracht werden.

**J**e näher man sich auf ein anderes Land einlässt, umso vielfältiger wird sein Bild. Das ist eine Erfahrung, auf die man gegenüber dem anwachsenden Gemurmel über angebliche, unverbesserliche Eigenschaften in Europa zurückkommen sollte. Das Direktgespräch zwischen Nationen und mehr gegenseitige Aufmerksamkeit sind jetzt gefragt. Es geht um eine Aufgabe, die in den Generalisierungen der europäischen Makropolitik keinen Platz hat. Aber auch diejenigen, die jetzt in Europa zwischen einer (soliden) Nordgruppe und einer (unsoliden) Südgruppe trennen wollen, umgehen diese Aufgabe. Ein europäischer Kulturkampf, bei dem sich die Nationen gegenseitig herunterreden, wird keine Gewinner haben. Man kommt also nicht umhin, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo er zerrissen ist. Im nächsten Sommer jährt sich zum hundertsten Mal der Ausbruch des 1. Weltkriegs. 1914 ist nicht das Datum, wo die Nationen ihren wahren Charakter gezeigt haben. Es ist vielmehr ein Tiefpunkt, an dem sie sich leichtfertig gegenseitig entwürdigt haben.

*(Manuskript vom 10.8.2013, erschienen als Essay in der Tageszeitung DIE WELT am 29.8.2013 unter dem Titel „Reichtum der Nationen“)*